

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 9 (1904-1905)
Heft: 5

Artikel: Die Frauen in Ibsens Dramen [Teil 2]
Autor: E.G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-310429>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein eigen Heim, ein Schutz, ein Hort — Ein Zufluchts- und ein Sammelort.

Schweizerische Lehrerinnen-Zeitung

Herausgegeben vom Schweizerischen Lehrerinnen-Verein

Erscheint je am 15. jeden Monats

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 2. —, halbjährlich Fr. 1. —. **Inserate:** Die gespaltene Petitzeile 15 Cts.

Adresse für Abonnements, Inserate etc.: Buchdruckerei Bächler & Co. in Bern.

Adresse für die Redaktion: Frl. Dr. E. Graf, Sekundarlehrerin in Bern.

Mitglieder des Redaktionskomitees

Frau Zurlinden-Bern; Frl. Benz-Zürich; Frl. Blattner-Aarau; Frl. Wohnlich-St. Gallen.

Inhalt von Nummer 5: Die Frauen in Ibsens Dramen. — Das Zuschneiden in der Arbeitsschule — † Anna Maria Bützberger. — Mitteilungen und Nachrichten. — Unser Büchertisch. — Stellenvermittlung.

Die Frauen in Ibsens Dramen.

E. G.

Fortsetzung.

Das Gegenstück zu Nora und Ellida ist Frau Alving in der Tragödie „Gespenster“ vom Jahre 1881. Während Nora und Ellida die Lüge abschütteln, trägt Frau Alving den Fluch der Unwahrheit ein Leben lang. Wohl bäumt sie sich einmal dagegen auf; allein sie lässt sich wieder ins Joch zwingen und versucht nun mit bewunderungswerter Energie, auf diese Lüge ihr Leben aufzubauen, um die Familienehre und den Schein guter Sitte zu retten. Sie wird zur Märtyrerin der Ehe; aber ihr Martyrium ist umsonst. Sie erntet Fluch statt Segen. Hier hat der Wahrheitsfanatiker Ibsen, der so oft das Problem der Lebenslüge behandelt, mit furchtbarem Ernst gezeigt, dass aller Opfermut, alle Hingabe in der Ehe umsonst sind, wenn das Verhältnis der Gatten nicht auf Wahrheit gegründet ist. Hier haben wir nun das Weib, das Mann und Sohn ihr ganzes Sein hingibt, und es ist eitel Schall und Rauch. Hätte Frau Alving der Wahrheit und ihrer Weibeswürde die Ehre gegeben, ihr wäre nicht nur das Leiden einer unglücklichen Gattin, sondern auch die Qual der Mutter erspart geblieben, die den Sohn für die Sünden des Vaters büssen sieht.

Helene Alving wählte ihren Gatten, weil er hübsch, liebenswürdig, reich und angesehen war. Eigentlich wählte nicht sie, sondern ihre Familie. Die Verbindung war ein Rechenstückchen ihrer Mutter und ihrer zwei Tanten. Sie selber fühlte ihr Herz zu einem andern hingezogen, zu Pastor Manders. Doch die Verwandten machten ihr klar, dass es die reine Torheit wäre, den Antrag Alvings abzulehnen, und sie liess sich bestimmen und schloss den vorteilhaften Handel ab. Alving war schon vor der Ehe ein ausschweifender Mensch gewesen. Das wusste man; aber es kam bei der Wahl nicht in Betracht. Er besserte sich nach seiner Verheiratung nicht. Schon im ersten Jahr ihrer Ehe erkannte

Frau Alving die Laster ihres Mannes, und sie tat das, was das Rechte war, sie floh. Sie suchte Zuflucht bei Pastor Manders, der ihr täglicher Gast und Hausfreund war, ohne von ihrer Neigung zu ihm etwas zu wissen. Bei ihm, den sie liebte, dem sie vertraute, hoffte sie, Schutz und Hülfe zu finden. Doch Manders wies sie mit strengen Mahnworten auf ihre sog. Pflicht hin. Als er später von dieser Stunde sprach, in der er sein und ihr Glück in der Hand gehalten hatte, begründete er seine Haltung mit den Worten des gesetzesstrengen Priesters, der er war. „Eine Hausfrau ist nicht gesetzt, ihres Hausherrn Richter zu sein. Es wäre Ihre Schuldigkeit gewesen, demütigen Sinnes das Kreuz zu tragen, das ein höherer Wille als für Sie dienlich erachtete. Aber statt dessen werfen Sie in aufrührischem Sinn Ihr Kreuz fort, verlassen den Strauchelnden, den Sie hätten stützen sollen, gehen hin und setzen Ihren guten Ruf und Namen aufs Spiel . . .“ Frau Alving hielt diesen priesterlichen Strafreden nicht Stand. Sie war zu sehr unter dem Bann der Tradition, und da der sie nicht begriff, den sie liebte, kehrte sie zum Gatten zurück. Aber es gelang ihr nicht, ihn zu stützen und zu halten, der Schwache straukelte weiter. Sie aber nahm nun ihr Kreuz auf sich und trug es, wie nur ein Weib es tragen kann, still und klaglos. Und als ihr später ein Sohn geschenkt wurde, da trug sie es um seinetwillen. Um seinetwillen schleppte sie die Lüge ihres Ehelebens weiter, vor der Welt die Sünde des Gatten und ihr Elend verbergend. Sie verwaltete das Gut, mehrte das Vermögen, beteiligte sich an gemeinnützigen Werken, und für das alles wurde ihr Mann gepriesen, den sie als Urheber alles Guten hinstellte. Sie log der Welt ein häusliches Glück vor, log ihr ein Manneswirken vor, das nirgends existierte, sie log mit krampfhafter Konsequenz Jahre und Jahre lang. Und sie täuschte die Welt. Nur *einen* fürchtete sie, nicht täuschen zu können, ihren Knaben. Als er anfang zu fragen und zu beobachten, da übergab sie ihn Fremden zur Erziehung. Denn ihn vor allem wollte sie vor dem Schmutz seines Vaterhauses bewahren, er vor allen sollte an seinen Vater glauben. Die leidgewohnte Frau nahm auch den grössten Schmerz auf sich, die Trennung von dem Einzigen, das ihr teuer war. Endlich wurde sie durch den Tod ihres Mannes von dem Banne befreit, unter dem sie gestanden hatte. Nun setzte sie der Lüge ihres Lebens die Krone auf. Um die Welt auf immer und ewig zu täuschen, errichtete sie zu Ehren Alvings ein Asyl für Kinder, das seinen Namen für alle Zeiten geliebt und geachtet machen sollte. Zur Einweihung dieses Kinderheims kam ihr nunmehr erwachsener Sohn Oswald nach Hause. Er war Maler und hatte in Paris gelebt. Seine Mutter empfing ihn überglücklich; denn nun sollte er längere Zeit daheim bleiben in dem Heim, aus dem nun die Lüge verschwunden war. Frau Alving glaubte, ihr Ziel erreicht zu haben. Nun besass sie ihren Sohn, und dieser Sohn wusste nichts von den Sünden des Vaters, rein und schön stand sein Andenken in der Seele des jungen Mannes. Die Mutter wähnte, nicht umsonst gelitten zu haben. Aber jetzt kam das Schreckliche, der Zusammenbruch des ganzen auf Lügen gegründeten Gebäudes. In der gleichen Nacht, in der draussen das Kinderheim „Hauptmann Alvings Gedächtnis“ ein Raub der Flammen wurde, in der Nacht vor der Einweihung, da erfuhr Frau Alving, dass ihr Sohn hoffnungslos krank war infolge der Sünden des Vaters, da musste sie ihm, um ihn von der Qual der Selbstvorwürfe zu befreien, das ruchlose Leben des Vaters aufdecken, und da brach auch die schreckliche Krankheit aus. Frau Alving sah in dem stieren Auge des Sohnes den ganzen hoffnungslosen Wahnwitz ihres Lebens.

Wir glauben, dass Ibsen bei der Darstellung dieses Frauenlebens im Wesentlichen der Wirklichkeit keine Gewalt angetan hat. Wir sehen davon ab, ob die Krankheitsgeschichte Oswalds medizinisch richtig ist oder nicht. Das ist ja eigentlich auch Nebensache. Die Hauptsache ist, dass der Dichter das Martyrtum einer Frau dargestellt und zugleich gezeigt hat, dass es ein Wahn ist, wenn man, wie Pastor Manders, glaubt, durch ein solches auf Lüge gegründetes Opfer Gutes zu bewirken. Um vor der Welt zu scheinen, um eingebildete Familienideale zu retten, ist manche Familie zerstört, manches junge Leben verdorben worden. Die grösste Sünde ist es nicht, durch Tradition, Religion und Sitte geheiligte Bande zu zerreißen, sondern die grösste Sünde ist, diesen Heiligtümern zulieb zu lügen und zu dulden zum Schaden der kommenden Generation. Ibsen hat da den Frauen eine furchtbare Mahnung gegeben. Frau Alvings Schuld war, dass sie sich verkaufte, dass sie eine Ehe aufrecht hielt, die keine Berechtigung hatte, und das alles, nicht weil sie schlecht war, nein, nur weil sie schwach und feige war. Später sah sie den ganzen schrecklichen Irrtum ihres Lebens ein, als es zu spät war. Freilich, wie schwer wird es oft der Frau gemacht, ihre Ideale zu retten! Frau Alving versuchte es ja. Manders, der Repräsentant der landläufigen Moral, hinderte sie daran. Ibsen brandmarkt durch die in Leid gereifte Frau Alving auch die heute vielfach angegriffene Doppelmoral. Pastor Manders: Ja, bloss zu denken — für lumpige dreihundert Speziesthaler hinzugehen und sich mit einem gefallenem Weibe trauen zu lassen! Frau Alving: Was sagen Sie dann von mir, die hinging und sich mit einem gefallenem Manne trauen liess? Pastor: aber Gott helfe uns — was sagen Sie? Einem gefallenem Mann! Frau Alving: Glauben Sie vielleicht, dass Alving, als ich mit ihm an den Altar trat, reiner war als Johanne, als sich Engstrand mit ihr trauen liess? Pastor: Ja, aber das sind doch himmelweit verschiedene Dinge — Frau A.: Durchaus nicht so verschieden. Freilich war ein grosser Unterschied im Preis — lumpige dreihundert Thaler und ein ganzes Vermögen. Pastor: Aber dass Sie etwas so Ungleiches zusammenstellen können!“

Es herrscht hier durchaus kein Zweifel, wem der Dichter Recht gibt, der Frau Alving oder dem Pastor. Frau Alving steht mit ihren ethischen Anschauungen weit über dem beschränkten Manders. Die kluge Frau hat durch ihre bitteren Erfahrungen, durch ihr Leben voll Leid und Kampf eine Höhe der Lebensauffassung erlangt, die die kleinliche Alltagsmoral des einstigen Jugendgeliebten weit unter sich lässt. Ihr Blick ist weit, frei und klar geworden. Sie sieht ihre eigene Schuld und die Schuld der Gesellschaft, die das Individuum oft in eine Enge treibt, in der es ersticken muss. Sie sieht jetzt auch die Schuld des Gatten in einem mildern Licht. Wie ihr Oswald erzählt von dem freien frohen Leben in Künstlerkreisen unter einem hellern Himmel, da geht ihr die Erkenntnis auf, dass ein lebensfroher Mensch, wie Alving, in der düstern Abgeschiedenheit ihrer norwegischen Heimat nicht hatte gedeihen können. Auch sie selber war ja ihm gegenüber nicht frei von Schuld. Sie verurteilt und richtet nicht mehr. Freilich, in ihrer moralischen Weitherzigkeit, in ihrer Verachtung von Gesetz und Sitte geht sie nun so weit, Oswalds Neigung zum dem Mädchen zu billigen, das ohne sein Wissen seine Schwester ist. Wir glauben nicht, dass Ibsen in den betreffenden Stellen der Geschwisterehe das Wort reden will. Die Ansicht Frau Alvings über diese Frage ist nur eine Folge ihrer Stellung zum Sittengesetz. Sie hat durch dasselbe unsäglich gelitten, sie hat erfahren, welchen Fluch die

hergebrachte Moral über eine Familie bringen kann und sieht in den Ueberlieferungen, die in den Menschen und um sie herum leben, blasse verderbliche *Gespenster*, die vom hellen Sonnenlicht verjagt werden sollten. So wirft sie alles über Bord, das irgendwie mit der Tradition zusammenhängt. Hier redet also mehr Ibsen der Psycholog, aus Frau Alving's Seele heraus, als Ibsen der Gesellschaftskritiker.

Ibsen hat durch die „Gespenster“ im Interesse der Wahrheit die geheiligte Institution der Familie blossgestellt und Schäden aufgedeckt, die unter der schützenden Decke von Sitte und Gesetz wuchern können. Deshalb hat ihm dieses Stück viel Vorwürfe eingetragen. Seine Antwort darauf war der „Volksfeind“. In Doktor Stockmann, der die verpesteten Brunnen seiner Vaterstadt aufdeckt und die über alles geliebte Heimat lieber zugrunde gehen als auf einer Lüge aufgebaut sehen will, stellt er sich selber dar. Er hat für seinen Wahrheitsfanatismus Undank geerntet, wie Doktor Stockmann, und wenn dieser, von allen verlassen, am Schlusse ausruft: „*Der* ist der stärkste Mann der Welt, der allein steht“, so ist das Ibsens eigenes Bekenntnis. Aber er geht noch weiter. Er gelangt dahin, an der Berechtigung seiner Bestrebungen zu zweifeln. In seinem folgenden Stücke, der „Wildente“, diskutiert er die Frage, ob es den Menschen zum Heile gereiche, wenn man ihnen die Wahrheit sage und sie ihrer Illusionen beraube, und sein Stück scheint die Frage zu verneinen. Nun vollzieht sich in seinem Schaffen eine Wendung. Er lässt die Gesellschaftskritik und studiert das einzelne Individuum. Er schreibt keine Thesenstücke mehr, sondern psychologische Studien, Charakterdramen. Nicht dass darin keine Ideen von allgemeiner Bedeutung zur Behandlung kämen. Ibsen ist zu sehr Idealist, um sich auf die Darstellung von Charakteren zu beschränken, die nicht mit dem gesellschaftlichen Organismus in tiefem Zusammenhang stehen. Immer noch schafft er Personen, die Träger von Ideen sind. Allein er greift nicht mehr direkt soziale Institutionen an, sondern sein Bestreben geht jetzt dahin, das Innenleben *Einzelner* zum Ausdruck zu bringen, und wenn er klären und bessern will, so wendet er sich an das Individuum, nicht an die Gesellschaft. Dort, beim Individuum liegt das Entscheidende, dort muss der Hebel angesetzt werden. Gleich in dem ersten Drama, das der Wildente folgt, in „Rosmersholm“, kommt dies deutlich zum Ausdruck. Rosmer will alle Leute im Lande zu Adelsmenschen machen, und wenn sein Widerpart Kroll zweifelnd fragt: „Mit welchen Mitteln?“ antwortet er: Ich denke, dadurch, dass ich die Geister frei mache und die Willen läutere. Kroll: Du bist ein Träumer, Rosmer. Die willst *Du* frei machen? Die willst *Du* läutern? Rosmer: Nein, mein Freund, ich will nur versuchen, sie dazu zu erwecken. *Tun* — müssen sie es selbst. Kroll: Und Du meinst, sie können es? Rosmer: Ja. Kroll: Durch eigene Kraft also? Rosmer: *Nur* durch eigene Kraft. Eine andere gibt es nicht.“ — Und das Resultat von Rosmers Bestrebungen ist, dass er *eine* Menschenseele adelt. Wir sehen also, Ibsen ist nicht mehr Sozialreformer in dem Sinne, dass er das Heil in der Verbesserung sozialer Institutionen sieht. Mit der Kritik von Gesetz und Sitte fing er an, zu der Kritik des einzelnen schritt er fort. Dass das Künstlerische dabei gewonnen hat, braucht nicht gesagt zu werden. Denn nun schafft er nicht mehr Menschen um einer These willen, sondern um ihrer selbst willen.

Und wie gestaltet sich nun in dieser Periode sein Verhältnis zu den Frauen? Wir haben gesehen, dass in der frühern Periode seine Frauen durch-

aus sympathisch, dem Manne sittlich überlegen sind. Mit einer gewissen Einseitigkeit hebt er die guten Seiten der Frauen, die schlechten der Männer hervor. Das war begreiflich. Als Gesellschaftskritiker sah er in der Unterdrückung der Frau einen sozialen Schaden, und er stellt sich unbedingt auf die Seite der Unterdrückten. Jetzt aber, da er Frau und Mann nicht mehr als feindliche Parteien einander gegenüberstellt, da er mehr in die Tiefe der Seelen sieht, beide unbefangen als Menschen darstellt, nimmt das Weib bei ihm eine ganz neue Gestalt an. Nun sind Licht und Schatten auf beide Geschlechter gerechter verteilt, ja es fällt eher mehr Schatten auf das Weib. Ibsen sieht nun in dem Weib die dämonische elementare Seite und betont sie stark. Er führt uns Frauen vor von einer Leidenschaft und urwüchsigen Kraft des Begehrens, die bis an den Rand des Verbrechens getrieben werden, die den Mann ihrer Liebe oder das Weib, das ihnen im Wege steht, in den Tod jagen. Wir denken an Rebekka West, an Hedda Gabler, an Hilde Wangel. Sie sind den Männern an Kraft des Wollens überlegen. Diese sind schwächer oder feiner organisiert, stehen gleichsam auf einer höhern Kulturstufe. Zu ihnen kommt die Leidenschaft nicht mit der Elementargewalt eines Sturmes, dem man nicht widerstehen kann. Aber der Sturm, der die Seele des Weibes durchbraust, bricht auch den Mann.

Die erste dieser Frauengestalten, die wie ein Dämon in das Leben des Mannes tritt, ist Rebekka West in dem Drama „Rosmersholm“ vom Jahre 1886. Rebekka ist ein Kind der freien Liebe. Unter der Obhut eines rauhen, düstern und gewissenlosen Mannes, der ohne ihr Wissen ihr Vater ist, wächst sie im höchsten Norden Norwegens heran und wird später seine Geliebte. Unbewusst begeht sie Blutschande. Verwildert, zügellos sind ihre Triebe. Nach dem Tode des Vaters kommt sie wieder zu Menschen, sie lernt Beate, die Frau des Pastors Rosmer auf Rosmersholm kennen. Rebekka ist schön, klug, stark. Sie übt auf die Menschen einen grossen Zauber aus, und Beate gewinnt sie lieb. Auf ihre Bitte geht sie in ihr Haus als Hülfe und Gesellschafterin. Denn Beate ist kränklich, hysterisch, zur Schwermut geneigt. Rebekka ist in die Gesellschaft zurückgekehrt mit dem festen Willen, sich ein Glück zu erobern, zu erretzen, wenn es sein muss. Sie glaubt, alles durchsetzen zu können mit ihrem „mutigen freigebornen Willen“, der keine Rücksichten kennt. Und im Hause Rosmers scheint ihr das begehrte Glück zu winken. Sie liebt den Mann der Freundin, liebt ihn mit wilder, elementarer Leidenschaft. „Es war über mir gleich einem Meeressturm. Gleich einem jener Stürme, wie wir sie um die Winterszeit oben im Norden haben. Es fasst einen — und trägt einen mit fort, — so weit es tragen kann. An Widerstand ist da nicht zu denken.“ — Und dieser Sturm fegt Beate, die ihr im Wege ist, weg. Erleichtert wird dies durch die Verhältnisse auf Rosmersholm. Rebekka sieht vor sich einen zerstörten Haushalt. Beate ist kinderlos und deshalb unglücklich, ja schwermütig. Rosmer kann sie keine rechte Lebensgefährtin sein, und so füllt Rebekka sofort die leere Stelle in seinem Herzen aus, sie wird seine geistige Gefährtin. Ihre begehrlische Leidenschaft weiss sie geschickt zu verbergen. Auf Beate übt sie einen unheilvollen Einfluss aus. Sie bringt es ihr zum Bewusstsein, dass sie Rosmer nichts sein kann und verwirrt den Geist der Armen so, dass diese zuletzt nur noch von dem Gedanken beherrscht wird, ihr Tod mache Rosmer frei. Sie geht auf den Mühlsteg und stürzt sich in den Bach, dem Gatten das Opfer ihrer leidenden Liebe bringend. Nun ist Rebekka der Weg zu dem Ge-

liebten offen. Eine Zeitlang lebt sie still und allein mit ihm auf Rosmersholm in reiner Freundschaft, und im Zusammenleben mit dem feinen keuschen Manne vollzieht sich in ihr eine Umwandlung. „Als ich mit Dir hier zusammenleben durfte, — in Stille, — in Einsamkeit — als Du mir Deine Gedanken alle ohne Vorbehalt gabst, — eine jegliche Stimmung, so weich und so fein wie Du sie fühltest, — da trat die grosse Wandlung ein. Nach und nach, — verstehst Du. Fast unmerklich, — doch übermächtig zum Schluss. Bis auf den Grund meines Innern. Jedes andere Gefühl — das hässliche, sinnestrunkene Gelüst, das wich weit, so weit von mir. Diese empörten Mächte legten sich und wurden ganz ruhig. Es kam ein Seelenfrieden über mich — eine Stille wie auf einem Vogelberg bei uns oben während der Mitternachtsonne. Da erstand in mir die Liebe. Die grosse entsagende Liebe, die sich mit einem Zusammenleben begnügt, so wie es zwischen uns beiden gewesen ist.“ Aber nun ist auch ihr stolzer, freigeborner Wille gebrochen. An seine Stelle tritt ein feineres ethisches Empfinden, das Gewissen erwacht. Sie sieht, wie Rosmer über den Tod Beates nicht wegkommen kann, wie er den Mühlsteg meidet. Und als Rosmer nun vernimmt, dass Beate sich um *sein* Glück gequält, wie sie eigentlich für *ihn* in den Tod gegangen, da erhebt sich in ihm die Selbstanklage, dass er mit Rebekka in geistiger Ehe gestanden, ohne dazu das Recht zu haben, und deshalb fühlt er sich schuldig. Er bekennt Rebekka, dass er seine grosse Lebensaufgabe nicht erfüllen kann, da ihm dazu die frohe Schuldlosigkeit fehle. Nun findet Rebekka den Mut des freien Bekenntnisses. Sie weist seine Hand zurück, sie kann seine Frau nie werden, sie will ihm nur noch die Last vom Gewissen nehmen und dann für immer gehen. Allein Rosmer wird dadurch nicht befreit, dass *sie* die Schuldige ist. Denn jetzt hat er den Glauben an die verloren, die ihm alles war und dadurch den Glauben an sich selbst und seine Kraft, andere zu veredeln. Vergeblich beteuert Rebekka, er habe *sie* geadelt. Nur *Eines* kann ihm den Glauben an ihre reine, selbstlose Liebe wiedergeben, wenn sie imstande ist, ihm dasselbe Opfer zu bringen, das Beate ihm gebracht. Sofort ist Rebekka dazu bereit. Aber nun will Rosmer mit ihr gehen als ihr Gatte. Jetzt glaubt er wieder an sie und will ihre Sühne teilen. Rosmer: Rebekka, — hier leg' ich meine Hand auf Dein Haupt. Und nehme Dich zur Ehe als mein rechtmässiges Weib. — Rebekka: Ich danke Dir, Rosmer. Und nun gehe ich — fröhlich. Rosmer: Mann und Weib sollen miteinander gehen. Der Mann soll seinem Weibe folgen wie das Weib seinem Manne. — Rebekka: Sag' mir zuerst dies eine. Bist Du es, der *mir* folgt? Oder bin ich es, die Dir folgt? — Rosmer: Das werden wir nie ergründen. — Rebekka: Ich möchte es doch so gern wissen. — Rosmer: Von uns beiden folgt eins dem andern, Rebekka. Ich Dir und Du mir. Denn nun sind wir beide *eins*. — Rebekka: Ja. Nun sind wir *eins*. Komm! So lass uns fröhlich gehen.

Die Beiden, die nun in den Tod gehen, sind in *wahrer* Ehe verbunden, in einer Ehe, wie Ibsen sie haben will. Und auch in diesen letzten schlichten Worten der Todgeweihten klingt das Thema an, das der Dichter so gern berührt, die Gleichberechtigung von Mann und Weib. „Der Mann soll seinem Weibe folgen, wie das Weib seinem Manne“.

Abgesehen davon ist keine Parteinahme für die Frau mehr in dem Stücke. Man könnte eher das Gegenteil herauslesen. Eine Frau mit niedrigen Instinkten geadelt durch den Mann! Man wäre beinahe versucht, an den wunder-

lichen Philosophen Weininger zu denken, der der Frau jeden höheren Trieb, ja sogar die Persönlichkeit abspricht. Doch steht Ibsen gar nicht auf diesem Standpunkte. Erstlich ist Rebekka eine sehr starke Individualität, die Rosmer tief beeinflusst. Durch *sie* findet er den Weg zu einer freieren Lebensanschauung und den Mut, sich zu seinen neuen Ideen zu bekennen. Auch wurzelt die sittliche Verschiedenheit mehr in Geburt und Erziehung als im Geschlecht. Rebekka ist die Tochter eines ruchlosen Vaters, aufgewachsen in einer Einsamkeit, die keine sozialen Beziehungen kennt, geleitet von dem Geiste der wildesten Freiheit. Rosmer stammt aus einer alten, vornehmen Familie, die der Stolz und das Vorbild des Landes ist, in der sittlicher Ernst und Selbstbeherrschung — „die Kinder auf Rosmersholm schreien nicht; auf Rosmersholm lacht man nicht“ — allem das Gepräge verleiht.

Diese zwei Persönlichkeiten, von so verschiedener Prägung, dienen denn auch dem Dichter dazu, zwei Weltanschauungen zu verkörpern. Rebekka repräsentiert das Heidentum mit seiner elementaren Kraft, seiner unbewussten, naiven Sinnlichkeit, die kein Gewissen kennt und kein Gesetz, als den Trieb und den Wunsch, sich auszuleben. Wir können da auch an den Nietzscheschen Uebermenschen denken. Rosmer ist der Typus des durch das Christentum sittlich verfeinerten Menschen, dessen Ideal höher, weit höher steht als in der Befriedigung natürlicher Triebe. Rebekka kämpft gegen diese geistige Natur Rosmers. Sie will ihn in die Sphäre ihres starken ungebrochenen Wollens herüberziehen. Aber es gelingt ihr nur, ihn von den Schalen seiner Weltanschauung zu befreien, von den christlichen Dogmen. Den Kern, die hohe sittliche Lebensauffassung, das feine ethische Bewusstsein, kann sie ihm nicht rauben. Im Gegenteil. *Ihr* Wille wird gebrochen, sie wird innerlich, wie Rosmer und muss deshalb entsagen, ja ihr Verbrechen sühnen. Der Sieg der geistigen idealen Lebensanschauung über die heidnisch-natürliche, wie sie die Gegenwart etwa verfißt, ist der ideelle Hintergrund des Dramas. (Fortsetzung folgt.)

Das Zuschneiden in der Arbeitsschule.

Die Fragen der Appenzeller Kollegin in der Lehrerinnen-Zeitung betreffs des Zuschneidens in der Arbeitsschule veranlassen mich, meine Erfahrungen und Ansichten darüber in Kürze mitzuteilen.

Das Zuschneiden spielt im Handarbeitsunterricht eine wichtige Rolle. Manche Kollegin könnte darüber ein Liedlein singen, wie trotz gewissenhafter Vorbereitung und Übungen in verjüngtem Massstab am Papier seitens der Schülerinnen bald hier, bald dort ein unrichtiger Schnitt ins Tuch gemacht worden und Tränen des Verdrusses von Lehrerin und Schülerin zur Folge hatte. Die Musterschnitt-Methode nach eigenen Massen beugt diesem Übelstand vor, indem die Muster in natürlicher Grösse am Papier geschnitten, dann auf den Stoff gelegt, einen falschen „Schnitt“ verunmöglichen.

Soll der Nähunterricht dem praktischen Leben dienen, so müssen unsere Mädchen befähigt werden, *selbständig* ein Wäschestück nicht nur zu nähen, sondern auch zuzuschneiden und zwar so, dass es tragbar ist, d. h. der betreffenden Person, für die es bestimmt ist, passt. Seit 10 Jahren unterrichte ich die Mädchen des 8. und 9. Schuljahres nach der Zuschneidmethode nach eigenem